

(Nachdruck verboten.)

31)

## Die Achenbacher.

Roman von Anton v. Perfall.

Wie ein Lichtstrahl fiel es in Lenz' dunkle Seele. Seiner Beobachtung nach zweifelte er keinen Augenblick, daß Urban bis zum Neufsersten gehen werde, und Lenz war fest entschlossen, in diesem Falle ein Mittel anzuwenden, vor dem ihm zwar selbst schauderte, das geradezu eine Opferung seiner selbst war, aber in dem Fanatismus, der ihn gepackt, den die jetzt schon sich fühlbar machende Dankbarkeit Nessls in das Unendliche steigerte, war er fest entschlossen dazu.

Dieser äußerste Fall ließ nicht lange auf sich warten.

Eine schwüle Julinacht war angebrochen. Lenz fürchtete die Dunkelheit, da woben sich entsetzliche Bilder! Aber am schlimmsten war's, wenn der Mond sein phantastisches Spiel trieb, dieser holde Freund der Unschuldigen, deren Seelen er auflöst in die weiche Harmonie des Lichtes; dieser furchtbare Feind der Schuldigen, die er äfft und schreckt mit seinem wechselnden Spiel, tiefe Schatten zu Wahnbildern ballend, mystischen Schein mit außerirdischem Leben durchwebend.

Da trieb es ihn ruhelos umher, hinaus in das Freie, wo die gepreßte Brust leichter Atem holte.

Heute war es völlig unerträglich. In seiner ganzen Größe stand der Mond am reinen, sternbesäten Firmament, sein Licht füllte jeden Winkel der engen Kammer. Wie er sich auch wandte und drehte, er konnte der magischen Kraft nicht entkommen, die an seinem Hirn saugte und jeden Schlaf verschleuderte, die ihn in jedem Nerv schmerzte und doch so mächtig anzog.

Er riß das Fenster auf. Schwerer Heudunst drang herein, vom Schilf des Sees herauf lönte monotones Zwiesgespräch der Unken.

„Gott, mein Gott!“ stammelte er, von einem tödlichen Angstgefühl ergriffen, als wehten fremd gewordene Worte aus dem erhabenen Frieden der Natur ihm entgegen, und die feuchte Stirn preßte sich gegen die kantige Eisenstange, einen Schmerz suchend, der das dumpfe, bleierne Hirn aufstachelte.

Da vernahm er ein Geräusch, ein Brechen. Es stieg jemand über den Zaun dem Achenbacherhof zu. Jetzt erkannte er deutlich Urban, seine weißen Hemdärmel leuchteten zwischen den in blauem Licht gebadeteten Blättern.

Das hatte Urban noch nie gethan, und auch heute that er es nicht ohne besonderen Grund. Ein Brief von Flori an ihn war eingetroffen heute abend. Der Inhalt war wohl sehr wichtig für Burgl.

Lenz war in diesem Augenblick dankbar für die Ablenkung.

Er eilte ins Freie, in den Obstgarten, und lauschte. Kein Blatt bewegte sich, er hätte den leisesten Flüsterston vernommen.

Er umschlich das Nachbarhaus, spähte, horchte an jedem Fenster. Kein Laut, nirgends Licht!

Jetzt kam er um die Stallecke, zur Wohnstube. Ein Fenster stand offen. Er stutzte — ein Geflüster drang heraus — er duckte sich hinter das aufgeschichtete Holz.

Doch er wollte hören.

Sie saßen offenbar an dem großen Mhorntisch, und Burgl hatte ihn erwartet. Vorsichtig gebückt schlich Lenz vor. Wie er sich langsam erhob, erschraf er. Burgls Gesicht, vom Mondschein grell beschienen, war ihm gerade zugewendet. Sie hätte ihn sehen müssen, wenn sie nicht so gespannt auf ihren Gefährten gelauscht.

Wo f' nur die Ruah harnehmen, als wenn f' net a ihr Teil hätten an der Blutschuld?

Das verschlossene Fenster ließ keinen Laut herausdringen; jetzt, wo er mußte, wo sie saßen, konnte er sich getrost an das offene wagen. Er schlich zurück, eben dahin. Nun vernahm er jedes Wort.

Urban zerknitterte ein Papier, den Brief Floris. Lenz kam zu spät, den Inhalt zu hören, den sein Bruder wohl eben vorgelesen.

Die Unachtsamkeit der beiden verlieh ihm Mut. Er erhob sich und beugte sich vor in die Stube hinein, auf deren grell beleuchtetem Boden die Schatten des Paares sich bewegten.

„Er traut uns net, das hörst do aus jedem Wort. Und wie er alleweil von sein' unglücklichen Vater redt, hörst Du nix 'raus?“ flüsterte Urban.

Die Antwort Burgls war nicht verständlich.

„Daß wir so g'wisserma' n net ganz unbeeiligt —“

„Urban, um Gottes will'n!“

Der Schatten Burgls löste sich aus dem schwarzen Klumpen, auf welchem Lenz' Blick ruhte.

„Nur der Gedanke dran —“

„Weiß ja eh,“ erwiderte Urban, „is ja Unsinn, selbst wenn mein Bruader —“ Die Stimme Urbans ward unverständlich. „Was gang das uns an! Hab'n wir uns net liab g'habt, vor der Lenz Di nur kennt hat, und wenn wir a dacht hab'n, ob's net wieder so werden könnt', wenn's a immer ärger word'n is die heimliche Liab, gar nimma zum derleid'n, muach ma desweg'n an so was dent'n? Hast Du an so was dacht?“

Der Schatten Urbans beugte sich zu dem der Geliebten. Doch dieser wich ihm aus.

„Ja, i hab' dran dacht.“

„An an Mord?“ flüsterte Urban.

„Das net, das kann i b'schwör'n, das net! Aber an sein' Tod hab' i dacht, sein' natürlichen Tod — vor mir — das is a furchtbare Sünd, aber i kann nix dafür —“

Ein schwerer Atemzug ging durch das Zimmer.

„Kannst a nix dafür,“ flüsterte Urban leidenschaftlich.

„Wenn i Di ang'schaut hab' in Deiner Pracht und daneb'n der Mensch, der's gar net g'acht hat, meinst, da hat's ma net oft 's Hirn z' samm' trallt, meinst, da is ma anders ganga mit mein' Gedanken? I hab' ja nur ein' g'habt — Dil! Und wenn einer Lemma wär' und mei' Seel verlangt hätt' für Di, i hätt' f' ihm geb'n.“

Lenz lauschte zornig.

„Flehn ma, Urban, heut no, wohin D' magst, nur net hier bleib'n,“ unterbrach Burgl die Stille.

„Sei la Narr,“ erwiderte Urban, „grad hier und — öffentli verkünd'n muach uns der Pfarrer nächst'n Sonntag.“

„Und wenn dann der Lenz —?“

„Der Lenz? Was ist mit 'n Lenz?“

„Hat er net alle Deine Gedank'n kennt? Dein' Haß wie Dei' Liab? Wenn er do net ganz unschuldi wär' — er verlaßt mi ja kan Augenblick, der Gedanken — und wenn er dann — i sag' ja bloß — vor uns hintreten thät' — ihr habt's ja so woll'n — i will's net allein trag'n. Urban! Urban! Dann — o, mein Gott —“

Höchste Seelenangst sprach aus ihr.

„Mein' Burgl, da brauchst Di wohl net z' kümmern! Der sagt so was wohl net — und wenn er's thät, wollt' i ihn anders heim schicken. Ein Wort soll er mir nachweis'n, das sich so deut'n ließ — übrigens was willst denn? Hat's net sein' volle Richtigkeit mit dem Tod von Dein' Mann? Hat si so was net schon oft austross'n? Was hat denn der Lenz damit z' thuan?“

„Ja, wenn i Di so hör', dann is freili all's wieder ruhig,“ flüsterte Burgl.

Lenz hatte bereits den einen Fuß gegen die Mauer gestemmt, schwingbereit. Der Tisch wurde gerückt, Urban stand auf.

„Also abg'macht! Wir nehma den Kampf auf. Was bricht — bricht! Und den Lenz laß mir mein' Sorg sein, er soll Di nimma lang schrecka mit sein' G'sicht'rschneid'n.“ Als Urban sich wandte, taumelte er auf Burgl zurück, welcher der Schreck einen Schrei auf die Lippen baunte.

Dicht vor ihnen stand ein Schatten, eine schwarze Gestalt, vom grellen Mondlicht geblendet sahen sie nur die Konturen. Urban, rasch gefaßt, sprang auf die Gestalt zu, griff nach ihr.

„Nur langsam!“ höhnte Lenz. „I bin net der, den Ihr meint's! Greif nur, laut'r Fleisch und Bein. Wia Di nur so schrecka kannst, bei Dein' guat'n G'wiss'n.“

Urban ließ ihn los.

„Red! Was führt Di her?“

„Ja, allerhand! Der Mondschein, a offenes Fenster und Eure Abmachung, bei der i a dabei sein möcht'.“

„Du?!“

Urban zerrte ihn, bebend vor Zorn, am Hemd, das er

noch immer mit krampfhaftem Griff vorn an der Brust zusammenhielt.

„Was geht denn Di, elender Schleicher, unsre Angelegenheit an?“

„Weil wir z'jam'm'g'hör'n, wir drei, wie z'jam'm'g'schmiedt,“ erwiderte Lenz, Urbans Hand festhaltend, die ihn zu wirgen drohte. „Für's ganze Leben — drüber 'naus,“ röchelte er unter den Fingern des Bruders, die sich konvulsivisch um seine Kehle schnürten.

„Als was nacha? Als was? Als mein sauberer Bruders vielleicht? Mei' Schand! Mei' Unglück!“ knirschte wütend Urban.

„Als Mörder!“ brachte Lenz mühsam hervor. Burgl trat dazwischen und löste gewaltsam den tödlichen Griff Urbans.

„Jetzt red klar! Tragst Du a Schuld am Tod vom Achenbacher?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Orden.

Urban Stöpsel, verklossener Großhändler in amerikanischem Schweinespeck, besaß mehr harte runde Thaler, als die Hauptstadt des Deutschen Reiches Einwohner hat, und doch war er nicht zufrieden. Der Arme besaß weder einen Titel noch einen Orden.

Wenn Stöpsel nicht mehr hundertundfünfunddreißig Kilo, wie früher, sondern nur noch hundertundfünfundzwanzig wog, so verdankte er dies seiner Titel- und Ordenslosigkeit, die wie eine heimliche Krankheit an seiner Seele fraß und seine Verdauung störte. Seit nummehr drei Jahren, seit ultimo März 1900, da er sich endgültig von seinem Schweinespeck zurückgezogen hatte, war er ruhelos auf der Jagd nach dem Glück: einem Titel, einem Orden.

Schon einige Male hatte es geschienen, als sei er seinem Ziele nahe, so damals, als er gegen Uebnahme von 100 Aktien der „Charitas, Aktiengesellschaft für Heimstätten in der Lüneburger Heide“ Aufsichtsrat geworden war, mit der kostenlosen Aufsicht, bei der „zweifellosen Prosperität und der nicht zu verlernenden kulturellen Bedeutung“ des Unternehmens den Kommerzienratsstitel zu ergattern. Leider lehrten die Gründer der Gesellschaft von einer im Interesse des Unternehmens notwendig gewordenen Orientierungsreise in die Lüneburger Heide nicht mehr zurück, was um so bedauerlicher war, als sie bei ihrer Abfahrt außer einigen Aufsichtsräten und zahlreichen Aktionären nichts zurückgelassen hatten als die Negrefanzprüche der letzteren an die ersteren.

Ein andermal war es ihm gelungen, Aufnahme in einen äußerst exklusiven, feudalen Spielklub zu finden, wo es an einflussreichen Persönlichkeiten nur so wimmelte. Aber die hohen Einnahmen ließen sich wohl herbei, den Plebejer bei der Roulette ein wenig von dem im Laufe der Jahre angesammelten Fett zu erleichtern; sie vergaßen sich gar wohl im Zustande übergroßer Schwulst so weit, mit bestridender Leutseligkeit Herrn Urban Stöpsel anzupumpen, aber die erhoffte hohe Fürsprache blieb aus.

Schon hatte der Aermste schier alle Hoffnung aufgegeben, da las er eines Tages im „Wappenbanner, Organ für die höheren Stände“ folgende Annonce:

„Titel sowie in- und ausländische Orden vermittelt distret v. B. 300, Budapest, poste restante. Rückporto.“

Stöpsel schöpfte neuen Mut und es entstand nummehr ein reger Briefwechsel zwischen Berlin und Budapest; es stellte sich plötzlich ein starker Bedarf an großen und kleinen ungarischen Banknoten ein; Papiergeld läßt sich so viel bequemer für „außerhalb“ verwenden. Das ging eine ganze Weile hin und her; endlich, Mitte Juli, traf folgendes Schreiben ein:

„Hochberehrter Herr!

Endlich werden unsre Bemühungen von Erfolg gekrönt sein. Wie ich Ihnen schon mitteilte, begiebt sich seine Durchlaucht Ende nächster Woche nach Aix-les-Bains und zwar im strengsten Incognito als Marquis de la Marre. Es ist mir nun gelungen, einen Herrn seiner nächsten Umgebung, den Grafen Steden, ins Vertrauen zu ziehen. Sie werden sich nach Aix-les-Bains begeben und von diesem Herrn beim Fürsten eingeführt werden. Es wird nur noch von Ihrem Takt abhängen, ob der fragliche Orden schon in allernächster Zeit Ihnen zustiegen wird, Sie Glücklicher. Erbitten Drahtnachricht, wann Sie die Reise antreten, damit Sie zeitig genaue Adressen und Empfehlungsschreiben erhalten.

Mit vorzüglichster Distinktion  
v. B.

P.S. Falls Sie wegen sach- und standesgemäßer Auswahl Ihrer Garderobe in Verlegenheit sein sollten, bin ich gern erbötig, das Nötige hier für Sie einzulassen. Es genügt, wenn Sie mir zu diesem Zweck einen alten Anzug für meinen Tailleur einsenden.

Stöpsel schwamm in Wonne. In den acht Tagen bis zu seiner Abreise nahm er die verlorenen zehn Kilo wieder zu, so daß die aus Budapest eintreffenden Kleidungsstücke fast zu eng waren. Dagegen fanden die übrigen beigelegten Dinge seinen größten Beifall.

Ein harmonischer Kerl, dieser Herr v. B. An was der nicht alles dachte! Handschuhe, Krawatten, Romabehülsen, Nagelkleeen, seidene Schmutztücher, seine Leibwäsche, Morgenschuhe, Parfüm, Visitenkarten in französischer Sprache, kurz alles, was ein distinguiertem Mann nur brauchen konnte. Allerdings hatte die Nachnahme gegen 2000 M. betragen.

Mit geheimnisvollen Andeutungen verabschiedete sich Stöpsel von seinen stammenden Freunden und traf just zu Beginn der hautsaison im Süden Frankreichs ein.

Auf den dunkeln Bogen des Lac du Bourget, dieser Perle unter den Alpenseen, wiegte sich leicht und grazios eines jener niedlichen elektrischen Boote, die, mit allem erdenklichen Luxus ausgestattet, nur solchen Sterblichen zur Verfügung stehen, die ihre Hundertfranken-Roten in der Westentasche zu tragen pflegen. Auf dem kleinen Deck saßen drei Herren „en habit“ um eine reich gedeckte, mit herrlichen Blumen und köstlichen Früchten gezeierte Tafel. Einer von ihnen, der zur Schonung seiner delikaten Gesundheit eine weiche Decke über die Knie gebreitet hatte, wurde vom Grafen Steden mit allen Zeichen höchster Ehrfurcht mit Monsieur le Marquis angeprochen; der dritte der Herren, circa hundertundfünfunddreißig Kilo repräsentierend, horchte mit gespanntester Aufmerksamkeit auf die ersten, würdigen Worte, die Durchlaucht zu äußern geruhte. Eben fuhr das Boot nicht fern von jener Stelle, wo das malerische Gemäuer einer alten Abtei sich über der Fürstengruft des Hauses Savoyen erhebt.

„Die da standen einst mit meinen Ahnen in naher Verwandtschaft,“ bemerkte der Marquis wehmütig und blickte nachdenklich auf die kleinen Bogen, die weißschimmernd die Bahn des Schiffes bezeichneten.

Stöpsel empfand die Notwendigkeit, etwas zu sagen und da ihm nichts einfiel, erhob er sein Glas und rief:

„Die Ahnen mögen geruhen zu leben!“ dabei ließ er den perlenden Beube Cliquot in seinem umfangreichen Reservoir verschwinden. Die beiden Aristokraten thaten mit seinem Lächeln Bescheid und der Marquis erkundigte sich eingehend nach den Ahnen des Monsieur Stoeppelle.

„Mein Herr Uregropapa hieß Gottfried vom Mühlendamms.“

„Also früher adlig?“ bemerkte der Marquis und fügte wohlwollend hinzu: „Wie kommt es, mon cher Monsieur Stoeppelle, daß Sie so wenig in der Geschichte Ihres Vaterlandes hervortreten?“

Graf Steden trat Stöpsel bedeutungsvoll auf den Fuß und flüsterte schnell: „Haben Sie eine halbwegs öffentliche Stellung bekleidet? Erzählen Sie — erfinden Sie etwas.“

Stöpsel geriet in große Verlegenheit. Erfinden? Er? — Er hatte nicht einmal das Pulver erfinden, wie man ihm oft genug versichert. Was sollte er berichten? Von seiner Teilnahme an jenem feudalen Spielklub? Aber wer konnte wissen, ob Durchlaucht das Hazardspiel nicht verpönt war. Da plötzlich ging ein frohes Leuchten über sein breites Gesicht und er rief triumphierend:

„O, Monsieur le Marquis, ich habe versucht, mein Volk glücklich zu machen; ich war Aufsichtsrat der „Charitas“, Aktiengesellschaft für Heimstätten in der Lüneburger Heide.“

Durchlaucht zeigte riesiges Interesse für dergleichen Unternehmen und schließlich stellte es sich heraus, daß er höchstselbst Protektor einer ganz ähnlichen Gründung war, die den hehren Zweck verfolgte, für die Armen und Aermsten billige Heimstätten in der Pustka zu errichten. Nächstens sollte mit dem Bau der niedlichen Wohnungen begonnen werden — es fehlte an der zu zeichnenden Summe nur noch die Bagatelle von 30 000 Gulden.

Durchlaucht schwieg und blickte zerstreut in die Ferne, während Graf Steden mit aller Macht auf den gewaltigen Spreelähnen Stöpsels herumtrampelte, daß auch nicht ein einziges Hühnerauge verschont blieb.

„Fassen Sie die gute Gelegenheit beim Schopfe. Sie werden Durchlaucht unendlich verpflichtet und den Orden haben Sie in der Tasche,“ flüsterte er.

„Wenn der Herr Marquis mir die Ehre anthun wollen, möchte ich gern diese Kleinigkeit zeichnen,“ stammelte Stöpsel vor Aufregung und versuchte schnell im Kopfe herauszurechnen, wie viel Mark diese 30 000 Gulden wohl ausmachten.

Durchlaucht geruhte gnädig, das lebenswürdige, menschenfreundliche Anerbieten zu acceptieren und der Rest des Abends floß gemüthlich dahin. Beim Abschiede dankte Durchlaucht herzlich für die köstliche Gastfreundschaft Stöpsels und lud ihn für den folgenden Tag zu Gast; dann konnte man auch gleich die „Geschichte da“ in Ordnung bringen.

Und so geschah es. Zwischen Obst und Käse brachte man am andern Tag die Geschichte in Ordnung. Stöpsel erlegte die Bagatelle und erhielt einen Haufen ungarischer Papiere, auf denen er nur die Ziffern lesen konnte. Durchlaucht war von bezaubernder Lebenswürdigkeit und als man sich in den kleinen Nauchsalon zurückgezogen hatte, zog er plötzlich aus der Brusttasche ein blinkendes Etui hervor und hestete dem vor Freude stummen Monsieur Stoeppelle höchst eigenhändig einen blühenden Stern auf die Brust „in Anerkennung der großen Verdienste, die man sich um die Hebung der unteren Volksschichten erworben hatte“. Graf Steden gratulierte mit über-schwänglichster Herzlichkeit zum Orden des heiligen Wenzeslaus. —

Am andern Tage fuhr Durchlaucht nach Nizza. Stöpsel zog es vor, der freundlichen Einladung, mitzukommen, nicht Folge zu leisten, denn es drängte ihn, die Freunde in Berlin mit dem errungenen Stern zu verblüffen. Ein zufällig stattfindendes Wohlthätigkeits-

fest gab die willkommenene Gelegenheit, die stolz geschmückte Brust aller Welt vorzuführen. Wer aber malt Stöpfels Erstaunen, als er am nächsten Tage ein Strafmandat erhielt wegen unbefugten Tragens eines Ordens. Wütend lief er nach dem Polizeipräsidenten, wo man ihm lächelnd erklärte, daß ein Orden des heiligen Benzeslaus überhaupt nicht existiere. Stöpfel war aus allen Himmeln gefallen und Böses ahnend, ließ er seine ungarischen Papiere prüfen.

„Vertilge die Verschreibungen einer verachteten Gesellschaft,“ lautete das Gutachten.

v. B. Budapest, Poste restante, ließ seither alle Briefe, die Stöpfel absandte, unbeantwortet. — S. S.

### Kleines feuilleton.

tp. Beim Nachdenken. Sie waren am Morgen fröhlich hinausgewandert in den frischen Herbsttag — in sommerlicher Kleidung noch einmal, als wollten sie erzwingen, was doch nicht mehr war. Ohne Ziel gingen sie, ohne Absicht. Auf schmalen Feldwegen entlang, auf fußbreiten Waldpfaden, an einzelnen Häuschen vorbei und durch die Dörfer. Zuweilen stritten sie sich lachend um die zu wählende Richtung. Konnten sie sich nicht einigen, so pflückte Ida zwei Halme von verschiedener Länge. Wer den kürzesten zog, der mußte sich dem Willen des andren unterwerfen. Wie ein frohes Spiel war's zwischen ihnen. Ausgelöst die Arbeitswoche mit ihrem regelmäßigen Gang, in der jede Stunde ihre feste Bestimmung, jeder Tag seine gleiche Plage hatte. Es war so schön, einmal nicht zu müssen, so befreiend, der Neigung jeden Augenblick folgen zu können.

Das ging bis gegen den Nachmittag hin. Bis die Sonne sich rotglühend dem Horizont zuneigte, und es anfing, kühl über die Felder zu wehen. Ida fühlte sich unbehaglich in dem dünnen Kleide. Die fröhliche Stimmung schlug jäh in ihr Gegenteil um. Und plötzlich, ehe sie eigentlich recht wußten, woher es gekommen, war ein Streit da. Wie die meisten Päntereien — um nichts. Jemand ein lächerlicher Familienkatsch, den Ida in ihrer fatalen Laune aufgestöbert hatte, um sich nun daran festzubeißen. Franz lachte zuerst ärgerlich. Dann wurde er heftig. Schließlich schwiegen sie beide und gingen verbittert nebeneinander her, freudlos in sich hineinstarrend.

Der Dorfkirchhof liegt weitab von den Häusern — nur die Turmspitze der Kirche ist sichtbar hinter den baumbewachsenen Hügeln. Auf dem Friedhof erhebt sich keine Kapelle, kein Baum säumt ihn ein; niedrige Steine nur, weiß angestrichen, regellos hingeworfen, bilden eine Art Grenze. Niemand ist, der das Ganze dauernd in Ordnung erhält. Flüchtlich zurechtgestutzt scheint alles, als hätten die Lebenden keine Zeit für die Toten. Ganz und teilweise verfunzene Hügel, schiefe Kreuze, verrostete Eisentafeln, zersprungene Denksteine, verstaubte Schrift. Nur einzelne sorgsam gepflegte Gräber. Und ringsum Brachland, auf dem allerlei Schutt abgeladen wurde. Raum für die, welche keinen Platz mehr zwischen den weißgestrichenen Steinen fanden.

Franz ging hinein. Ida schüttelte sich; sie fürchtete sich vor allem, das mit dem Sterben zusammenhing. Aber sie folgte doch und las die goldenen Inschriften, die in der sinkenden Sonne glänzten.

Franz las die Geburts- und Sterbejahre der Begrabenen und rechnete sich das Alter aus. Und einmal sagte er: „Sieh mal, der hier ist bloß sechsundzwanzig Jahre alt geworden.“

Ida erschrak fast: „So alt wie Du,“ erwiderte sie leise. Und sie blickte hinüber zu den Kindergräbern: „Die sind noch jünger gestorben.“

„Ja. Jedes Alter kann man hier finden.“ Er setzte sich auf eine Bank. Da war etwas Nachdenkliches in ihm aufgestiegen, das ihm noch unklar war. Nur im Gefühl wirkte es erst. Er ließ seine Blicke über die Hügel gehen. Wüßt sah's hier aus. Herbstlich. Papierkränze zerrissen, andre, ehemals grüne, faulten. Blumen und Blattpflanzen geknickt, verdorrt. Und an den Weiden und Eschen alles so öde — mit zerbrochenen Zweigen. Verwilderung, die eine schmerzliche Empfindung erregte. Seine Augen richteten sich auf ein schwarzes Kreuz in der Nähe, das die Worte trug:

Die Stunden vergehen, die Tage verwehen  
Wie Blätter im Wind;  
Freu' Dich der Nacht, leicht kommt die Nacht,  
Oh' wir müde sind.

Er hatte es laut gelesen. Und nun zwang es ihn, darüber nachzudenken. „Leicht kommt die Nacht . . .“ Die Werkstatt stieg plötzlich vor ihm auf mit ihrem blinkenden, rasselnden Maschinengewirr . . . ja, wenn man nicht vorsichtig war . . . einmal hatte er's gesehen, wie ein Niemen sich um einen jungen Leib schlang . . . es brauchte ja nicht auch ihm passieren . . . Taufende blieben heil bis in ihr Alter . . . aber es konnte doch, es konnte . . . die Möglichkeit stand zu jeder Minute handgreiflich neben ihm . . . Wie eine große Helle erfüllte es ihn jäh. Da verschlug man sich die wenigen freien Stunden mit ärgerlichem Katsch.

„Ist ja Dummheit, was?“ Er wandte sich lächelnd zu Ida. Die verstand ihn gleich; in ihr selber war's ebenso lebhaft und deutlich geworden. Sie hatte ihn schon eine Weile von der Seite angesehen. Nun umarmte sie ihn schluchzend . . .

Er hing seinen Paletot um ihre fröstelnden Schultern. So

gingen sie ins Dorf hinein. Allmählich erwachte das frohe Spiel wieder zwischen ihnen. Und als sie sich im Krüge im Tanze drehten, gitterte es aus der Violine, sang es jauchzend die Flöte immer wieder: „Freu' Dich der Nacht, leicht kommt die Nacht . . .“ —

— Die obere Temperaturgrenze des Lebens. Die Temperaturgrenze, bei welcher noch Leben möglich ist, läßt sich am besten an Organismen beobachten, welche in heißen Quellen leben. Außer in den heißesten Quellen oder in solchen, welche schädliche chemische Substanzen enthalten, werden überall Organismen gefunden. Während mehrerer Jahre hat der amerikanische Forscher W. A. Setchell verschiedene Thermalquellen und Geysir in den Vereinigten Staaten untersucht. So verbrachte er, wie die „Umschau“ berichtet, z. B. 1898 zehn Tage im Yellowstone-Nationalpark. Bei seinen Untersuchungen stellte sich bald heraus, daß die Temperatur derselben Quelle an verschiedenen Punkten ganz verschieden war. Bei Strömungen, so schwach, daß sie nur durch das Thermometer erkenntlich waren, zeigte sich häufig in nur wenigen Centimeter Entfernung ein Unterschied von 10 bis 15 Grad Celsius. Die Mehrzahl der lebenden Organismen fand sich dann auch gewöhnlich in den kühleren Teilen. Die unter Berücksichtigung aller Vorsichtsmahregeln angestellten Untersuchungen bei heißen Wässern von 43—45 Grad Celsius ergaben folgendes Resultat: Es wurden keine Tiere gefunden, ebensowenig lebende Diatomeen (niedere Algen); einige darin gefundene leere Hüllen mögen wohl hineingeweht worden sein. Von lebenden Organismen wurden nur niederste bakterienartige Pflanzen gefunden; chlorophyllhaltige Pilze (Cyanophyceae) kommen bis zu 65—68 Grad und in einigen Fällen bis 75—77 Grad vor. Die chlorophyllfreien Schizomyceten (Bakterien) ertragen von allen lebenden Organismen den höchsten Wärmegrad, indem sie bei 70—71 Grad Celsius noch reichlich und in nicht unbeträchtlicher Anzahl bei 82 Grad, ja sogar noch bei 89 Grad vorkamen. 89 Grad war somit die höchste Temperatur, bei welcher Setchell überhaupt einen lebenden Organismus fand. Interessant ist noch, daß in kieselensäurehaltigem Wasser (75—77 Grad für chlorophyllhaltige, 89 Grad für chlorophyllfreie) lebende Organismen bei höheren Temperaturen vorkommen als in kalkhaltigem (60—63 Grad für chlorophyllhaltige, 70—71 Grad für chlorophyllfreie). Die in Thermalquellen vorkommenden Organismen sind entweder fadenförmig oder einzellig, in jedem Falle jedoch sind die Zellen in einer Gallerte eingeschlossen. —

### Theater.

oe. Luifentheater. „Mönch und Soldat“. Charakterbild mit Gesang von Friedrich Kaiser. — Das waren doch andre Zeiten damals, als den Menschen von Fleisch und Blut noch die Bühne verschlossen war und der Dichter nur erzinsamigte Jesuwitner und unergründlich edle Tugendbolde zu schaffen brauchte. So einen schwarzen Gesellen im breitkrämpigen Hut durchschaut das Publikum auf den ersten Blick und es freut sich seiner überlegenen Intelligenz, wo doch den Leuten auf der Bühne immer erst im letzten Akt die Augen aufgehen. Da schiebt der ränkenvolle Pfaffe, der sich auf dem Dauerngut eingenistet hat, den von Manneskraft und Thatendurst erfüllten Sohn des braven Pächters ins Kloster. Und warum? Ja, wenn noch edle Motive in Frage kämen! Aber ausgerechnet der in Sünden erzeugte Sohn dieses Pfaffen soll den Hof erben, und darum muß ein Mutterherz gebrochen, ein holdes Liebesglück vernichtet werden. Doch das Guite bricht sich unvermeidlich Bahn. Die Kriegsfahel ist ins Land geschleudert. Wilhelm, der in Mönchsleibern eingezwängte Held überschaut die Situation, stellt sich an die Spitze der frommen Brüder, und den vor dem Kloster liegenden Feind sehen und schlagen ist das Werk eines Augenblicks. Soldat unerhörten Leistung winkt entsprechender Lohn: Trumphierend führt der künftige Weltmarschall die Braut heim, und der alte Jesuwitner muß mit seinem Spröß zernüchert von dannen ziehen. — Warum wurde diese verstaubte Schartele hervorgezogen? Welche Frage, wo der Erfolg doch entscheidet! Das Publikum war ordentlich hingerissen und spendete dem Stück ehrlich gemeinten Beifall. Die Mitwirkenden ließen die Marionetten, die sie darzustellen hatten, in möglichst geschraubter Rede sprechen und verstanden so, die gute alte Zeit recht naturgetreu zu kopieren. —

### Kulturgegeschichtliches.

— Ueber die ehemaligen Weinkulturen veröffentlicht Jos. Reindl im letzten „Jahresbericht der geographischen Gesellschaft in München“ eine kulturgegeschichtliche Skizze. Zunächst weist der Verfasser darauf hin, daß zwar die Weinkultur ihren Weg von Osten nach Westen genommen hat, daß aber der Weinstock bereits im Tertiär in Europa ein bekanntes Gewächs war, ja daß wahrscheinlich vor den Eingriffen des Menschen in die ursprüngliche Vegetation die Rebe weit verbreiteter als gegenwärtig gewesen ist. Die Römer verpflanzten die Rebe wohl an die Donau, doch ging der Rebbau in den späteren unruhigen Zeiten wieder ein. Dagegen brachte das 13. bis 16. Jahrhundert wieder einen Aufschwung in der Kultur des Weines, bis der 30jährige Krieg von neuem Einhalt gebot. Regensburg bildete damals den Hauptmittelpunkt des Weinhandels. Aber erst die Napoleonischen Kriege und die Aufhebung der Klöster ver-setzten dem Weinbau dort den Todesstoß. Noch 1839 konnte man im Donaugebiet 514 Tagwerke Weingärten zählen, welche freilich pro Tagwerk nur mehr 0,6 Eimer hervorbrachten; 1853 waren es nur 498 Tagwerke, 1869 brachte man knapp 300 zusammen. Im Harthall kamte das Mittelalter bedeutende Weinberge, und auch sonst

im südlichen Bayern war der Rebe Kultur verbreitet. Heute wundern man sich, von Bayern zu lesen, daß dort im 14. und 15. Jahrhundert der Wein das allgemeine Getränk war. Auch der Frage tritt der Verfasser näher, ob sich vielleicht das Klima Bayerns in historischer Zeit geändert habe und dadurch der Weinbau in den Hintergrund gedrängt sei, aber nichts zwingt zu dem Schlusse, daß eine wirkliche Klimaveränderung vor sich gegangen sei. Wir haben in dem Zurückweichen der Kultur der Rebe einen Vorgang, der in der Kulturgeschichte schon zum Erfahrungssatz geworden ist. Bei entwickeltem Verkehr muß man es vorziehen, den Wein begünstigter Gegenden gegen die Früchte einzutauschen, welche der eigne Boden reichlich und sicher hervorbringt. — („Globus“).

**Physikalisches.**

—ch— Die Größe des organischen Moleküls beschäftigt die Physiologen heute mehr als früher. Die kleinsten unter dem Mikroskop sichtbaren Teile können nicht als die letzten Bestandteile der Materie gelten, sondern diese ist, nach der allgemeinen modernen Anschauung aus unsichtbar kleinen sogenannten Molekülen zusammengesetzt, deren jedes wieder aus einer Anzahl noch kleinerer Bestandteile von Grundstoffen oder Elementen, den sogenannten Atomen besteht. Wenn sich diese auch jeder direkten Wahrnehmung entziehen, so haben die Physiker doch Mittel und Wege gefunden, schätzungsweise ihre Größe festzustellen. Im allgemeinen können wir sagen, daß man ungefähr eine Million Atome neben einander legen kann, ehe man die Länge eines Millimeters mit ihnen ausfüllt. Trotz dieser außerordentlichen Kleinheit der Atome wandte noch vor 30 Jahren der berühmte englische Physiker Clerk Maxwell gegen die physiologischen Theorien von der Vererbung bestimmter Eigenschaften durch die Keimzellen ein, daß die Zahl der Moleküle in ihnen nicht ausreiche, um die außerordentliche Verschiedenheit in der Entwicklung dieser Zellen zu ganz verschiedenen Wesen, die z. B. verschiedenen Arten der höheren Tiere angehören, zu erklären. Das organische Einweißmolekül muß man nämlich im Durchschnitt als aus mindestens 50 Elementaratomen bestehend annehmen, und da überdies alle organische Substanz mindestens zur Hälfte aus Wasser besteht, so rechnet Maxwell heraus, daß in dem kleinsten mikroskopisch sichtbaren Teil Materie nicht mehr als etwa eine Million organischer Moleküle enthalten seien, die wohl ausreichen können, einige ungewein einfache Organismen zu bilden, aber keineswegs begreiflich erscheinen lassen, wie sich aus ihnen ein Wesen mit einem ganzen System spezialisierter Organe entwickeln soll. Und letzteres muß man doch annehmen, wenn aus den mikroskopischen Keimen hoch organische Tiere gänzlich verschiedener Art hervorgehen, da ja all' die späteren Unterschiede schon in den Keimen, durch verschiedene Struktur, angelegt sein müssen.

Seit Maxwells Zeit ist die Grenze des mikroskopisch Sichtbaren noch weiter nach unten verlegt, von  $\frac{1}{1000}$  eines Millimeters bis zu  $\frac{1}{20000}$  desselben; trotzdem können seine Schlüsse nicht mehr als zutreffend anerkannt werden. Sein Landsmann, der Physiologe M c K e n d r i c k, weist in einer in Glasgow gehaltenen Rede darauf hin, daß die biologische Einheit nicht das mikroskopisch kleinste Teilchen ist, sondern daß wir die sehr viel größeren kleinen Stoffteilchen betrachten müssen, die als Träger der Lebensthätigkeiten erscheinen. In Bezug auf die erbliche Uebertragung der Eigenschaften z. B. betrachten wir das Keimbläschen des Eies, das bei den höheren Tieren einen Durchmesser von  $\frac{1}{200}$  Millimeter hat. Nehmen wir nun das Keimbläschen als einen Würfel von dieser Seite an, so würde dasselbe selbst wenn es zur Hälfte aus Wasser besteht, nicht weniger als 12 Billionen, in Zahlen 12 000 000 000 000, organischer Moleküle enthalten. Man wird ohne weiteres zugeben, daß die Zahl vollkommen ausreicht, um der Phantasie die aller verschiedensten Anordnungen und Bewegungen — denn die Moleküle und die Atome im Molekül stellen wir uns in beständiger Bewegung vor — als möglich erscheinen zu lassen, daß sie für die Entwicklung aller Teile, auch des kompliziertesten Organismus, ausreichen, um alle Bedürfnisse einer Vererbungstheorie zu befriedigen. —

**Astronomisches.**

— Das Erdlicht auf dem Monde. Die „Königliche Zeitung“ schreibt: Wenn der Mond als schmale Sichel erscheint, also einige Tage vor und nach dem Neumonde, sieht man bei heiterem Himmel selbst am Tage, wenn die Sonne nahe dem Horizont steht, auch die Nachtseite des Mondes in einer Art von phosphorischem Lichte schimmern. Diese Erscheinung ist schon den Alten aufgefallen, ohne daß es ihnen gelang, sie zu erklären. Erst Leonardo da Vinci fand die richtige Erklärung, indem er behauptete, daß jener graue Schimmer nichts anderes sei, als der Widerschein des Erdlichtes, das auf die Nachtseite des Mondes fällt. Wenn nämlich der Mond uns seine Nachtseite zuwendet, kehrt ihm die Erde ihre voll erleuchtete Tagesseite zu, und wie der Mond unsre Nächte erhellt, so erleuchtet die Erde die Nachtseite des Mondes. Dabei ist das Erdlicht auf dem Monde fast 14 mal heller als das Mondlicht bei uns, da die Erdscheibe entsprechend größer auf dem Mond erscheint, als die Mondscheibe auf der Erde. Dieses Erdlicht im Monde ist nun hell genug, um von uns wahrgenommen zu werden, als Widerschein eines Widerscheins. Man hat gefunden, daß dieser graue Schimmer des Mondes nicht zu allen Zeiten gleich hell erscheint, er ist durchschnittlich lebhafter vor als nach dem Neumonde. Die Ursache liegt in der verschiedenen Reflexionsfähigkeit der einzelnen Teile der Erdoberfläche.

Wenn für uns der Mond kurz vor dem Neumond in den Morgenstunden am östlichen Himmel steht, so erhält er das Erdlicht hauptsächlich von den großen Plateaulächen Afriens und den Wüsten Afrikas; steht er aber nach dem Neumonde abends im Westen, so empfängt er hauptsächlich Licht von den Ozeanen der Erde westlich von uns, und dieses ist naturgemäß weniger intensiv als jenes. Zu einer Zeit, als der Mond senkrecht über dem Atlantischen Ocean, die Sonne senkrecht über dem südlichen Peru stand, fand Lambert, daß das graue Licht in der Nachtseite des Mondes einen olivengrünen Schimmer zeigte, und er erklärte dies dadurch, daß damals das walddbedeckte Südamerika dem Monde zugewandt war. In neuester Zeit hat man bei zahlreichen Beobachtungen das graue Nachtlicht des Mondes bisweilen unerwartet hell gesehen, besonders war dies der Fall um Mitternacht (Greenwicher Zeit) des 22. März 1901. Es wurde die Vermutung ausgesprochen, daß damals die dem Monde zugewandte Fläche der Erde (der Große Ocean) vorwiegend bewölkt gewesen sei und dadurch dem Monde mehr Licht als gewöhnlich zugesandt habe. Daß den zahlreichen meteorologischen Beobachtungen ist es möglich, über die Bevölkerung des größten Teils des Pacifischen Oceans um jene Zeit ein Urteil zu gewinnen und damit die normale Verteilung der Wolken auf demselben zu vergleichen. Diese Untersuchung hat H. Kimball ausgeführt und gefunden, daß zu jener Zeit keinerlei abnormen Bevölkerungsverhältnisse über dem Großen Ocean geherrscht haben, in diesen ist also der Grund der außergewöhnlichen Helligkeit des Nachtlichts, welches der Mond zeigte, nicht zu suchen. Kimball prüfte nun weiter, welchen Einfluß die veränderliche Entfernung des Mondes von der Erde auf die Erscheinung ausübt. Er fand hierbei, daß das graue Licht der Nachtseite des Mondes um 27 Proz. heller sein muß, wenn der Mond in seiner Erdnähe steht als bei mittlerer Entfernung, und in dieser um 25 Proz. heller als bei seiner größten Entfernung von der Erde. Die Unterschiede können also bis auf 52 Proz. der ganzen Helligkeit steigen, was offenbar ein weit größerer Betrag ist als derjenige, welcher aus der veränderlichen Bevölkerung der Erdatmosphäre hervorgehen könnte. Sonach ist also die Hauptursache der veränderlichen Helligkeit des Erdlichtes in der Nachtseite des Mondes, in der veränderlichen Entfernung des letzteren von der Erde zu suchen. —

**Humoristisches.**

— Der Sohn seines Vaters. „Du, Vata, is döös a' Sünd', wenn ma' aus'm Maßkrug a' Wasser trinkt?“ —

— Boshaft. A.: „Meine Frau habe ich gelegentlich eines Eisenbahnunfalles kennen gelernt!“

B.: „Können Sie da nicht Schadenersatz von der Eisenbahnverwaltung beanspruchen?“ —

— Sinnige Ehrung. Anlässlich seines 40jährigen Bühnenjubiläums wurde dem Souffleur des Hoftheaters die Rettungsmedaille am Bande verliehen. — („Fliegende Blätter“).

**Notizen.**

— Peter Altenberg hat die Redaktion einer neuen Zeitschrift „Kunst“ übernommen, die von Mitte September an in Wien vierzehntägig erscheinen wird. —

— Vorlesungen über Zeitungswesen und journalistische Übungen finden in Wintersemester an der Berner Universität statt. Dozent ist der Redakteur des „Dund“ Dr. M. Bühler. —

— Shakespeares „König Johann“ gelangt, neu einstudiert und neu inszeniert, am 26. September im Schauspielhause zur Aufführung. —

— Coquelin kommt wieder nach Berlin; sein Gastspiel im Schauspielhause ist für den 26. Oktober angesagt. —

— „Hans im Glück“, eine dreitägige Satire von Anton Lasko, ist vom Kleinen und Neuen Theater zur Aufführung angenommen worden. —

— In Kopenhagen hat eine neue Komödie von Gustav Geijerstam: „Der große und der kleine Klaus“ sehr gefallen. —

— „Es werde Nacht“, Schauspiel von Walter Bloem, wird demnächst im Kölner Stadt-Theater seine Erstaufführung erleben. —

— In Zumpes Nachlaß hat man eine, bis auf die Instrumentation vollendete Oper „Sawitri“ aufgefunden. —

— Die nächste Novität im Theater des Westens wird die einaktige Oper „Mandanika“ von Gustav Lazarus sein. —

— Neue Opern. Puccini arbeitet an einer Oper: „Frau Schmetterling“, Saint-Saëns an einem lyrischen Gedicht „Helena“. —

— Ein naturwissenschaftliches Centralinstitut, nach Art der Berliner Urania, soll in Posen errichtet werden. —

— Ein neuer Frauenberuf ist durch die Anwendung der Röntgenstrahlen in den Krankenhäusern geschaffen worden. Eine Serie von Kursen zur Ausbildung von „RöntgenSchwestern“ findet demnächst im Berliner Lette-Berein statt. Diese Schwestern dienen lediglich zur Verwendung als Pflegerinnen von mittels Röntgenstrahlen behandelter Personen sowie zur Hilfeleistung bei den Durchleuchtungen. —